„Der Knecht eines Hauptmanns aber, den dieser sehr schätzte, war auf den Tod krank.“

Diese Diagnose, liebe Gemeinde, ist die Ausgangslage einer wundersamen Geschichte, der Erzählung einer Fernheilung. Der Gesuchsteller, der Hauptmann aus Kapernaum, wagt es nicht, persönlich bei Jesus vorzusprechen. Und dieser, Jesus, bekommt den Patienten, den kranken Diener jenes Hauptmannes, nicht zu Gesicht – und doch wird dieser gesund.

Wer war jener Knecht und warum litt er so schrecklich? War er ein junger Römer, der mit seinem Dienstherrn, dem Hauptmann in die römische Provinz Palästina folgte? War er ein ehemaliger Kriegsgefangener, Angehöriger eines unterworfenen Volkes, der gewaltsam in die Fremde geschleppt wurde? War er ein in Schuld und Abhängigkeit geratener Jude, der im Hauptmann seinen neuen Brotherrn fand? Waren er und sein Dienstherr überhaupt Römer? Die Geschichte sagt und das nicht. Ich weiss es nicht.

Das griechische Wort, das in vielen Bibelübersetzungen mit „Knecht“ wiedergegeben wird, kann ebenso den „Sohn“ meinen. Jedenfalls ist er in eine missliche Lage geraten und bringt mit seiner Krankheit auch seinen Vater und/oder Dienstherrn in Verlegenheit. Ja, es könnte der eigene Sohn gewesen sein, der da mit seinem Vater als Dienstherr in der Weltgeschichte herumreist.

Das Johannesevangelium erzählt uns dieselbe Begebenheit unter diesen Voraussetzungen:

«In Kafarnaum war ein königlicher Beamter, dessen Sohn krank war.»

So steht es geschrieben im Johannesevangelium 4, 46

Ein königlicher Beamter, ein Hauptmann im Dienst des Königs Herodes Antipas, Herrscher von Roms Gnaden also. Vielleicht doch kein Römer, sondern sonst jemand, den Herodes von auswärts in seinen Dienst gestellt hat. Vielleicht aber auch ein römischer Hauptmann, einer, der im Auftrag des Statthalters von Rom dem König Herodes auf die Finger zu schauen hatte, damit dieser nicht auf dumme Gedanken kommen konnte.

Wie sahen denn die zivilstandsamtlichen Verhältnisse des Hauptmanns aus? Hatte er in Rom oder anderswo eine Familie? War sein Sohn und Knecht das Kind seiner Ehefrau oder die Frucht einer galiläischen Konkubine? Solche Dinge kommen vor, wenn Armeeangehörige in der Welt herumkommen und lange von zu Hause weg sind. Oder war er mit seiner ganzen Familie in Galiläa stationiert? Es ist nicht selbstverständlich, dass ein fremder Hauptmann sich an den eingeborenen Heiler, an den Rabbi Jesus von Nazareth wendet, und ihn um Hilfe bittet, statt seinen Truppen- oder Vertrauensarzt am Hofe des Herodes aufzusuchen.

Augenscheinlich hatte er grosses Vertrauen zum jüdischen Volk und zum Gott Israels. Er hatte sogar – als Nichtjude, der er war – für die Lokalbevölkerung eine Synagoge bauen lassen. Selbst Jesus ist erstaunt über das Vertrauen, das ihm dieser Mann entgegenbringt: „In Israel habe ich keinen solchen Glauben habe ich gefunden!“ Es ist bekannt, dass Herodes und sein Königshaus wenig Vertrauen in die jüdischen Untertanen hatte und sich auf alle Arten und Weisen gegen seine Untertanen abschottete: Mit Festungsbauten und Sicherungsmauern. Glaube und Vertrauen waren nicht das Erkennungszeichen des Herrscherhauses. Musste in den Augen des Herodes jener Hauptmann, der das jüdische Volk so sehr liebte, nicht geradezu verdächtig erscheinen? Hatte Herodes womöglich jenen Beamten abkommandiert, als er Johannes den Täufer gefangen nehmen liess? Das jedenfalls hätte diesen Mann, dessen Sympathien dem jüdischen Volk galten, in ein tiefes Dilemma gestürzt. Und wer weiss: Vielleicht war dieses Dilemma der Grund dafür, dass sein Diener und Sohn erkrankte.

Der Vater steckte im Dilemma zwischen König und Volk, zwischen Hammer und Amboss, fest. Er wurde womöglich gezwungen, einen Bussprediger, auf den das Volk hörte, Johannes, den Täufer, in Haft zu setzen, gegen sein eigenes Empfinden, gegen seinen eigenen Glauben. Doch als bewährter Militär war er es gewohnt, Befehlen zu gehorchen, ohne auf seine Gefühle zu hören.

War er selber als Angehöriger eines besiegten Volkes in den Dienst der Armee geraten? Die römischen Legionen hatten viele junge Männer, die auf Arbeitssuche waren, in den Dienst genommen: Kelten und Gallier, Germanen und Orientale. Die Tüchtigen unter ihnen machten Karriere, und für den Fall, dass kein Zweifel an ihrer Loyalität bestand, konnten Ehrgeizige bis in

den Grad eines Hauptmanns aufzusteigen. Der Vater hat einen Weg gefunden. Es ist ihm als Angehöriger eines besiegten Volkes gelungen, im Schoss des Unterdrückers, sei es Roms oder des Herodes, was fast auf dasselbe herauskommt, eine Karriere aufzubauen. Ich weiss nicht, wie viele Angehörigen seiner Sippe, wie viele Nachbarn und Freunde seines Dorfes oder seiner Stadt er in den Kriegen gegen Rom verloren hatte. Doch diese Verluste hat er erfolgreich weggesteckt. Er hatte für sein eigenes Überleben, für seine Selbstbehauptung genug zu kämpfen. Und nun steckt er in jenem unausweichlichen Dilemma fest.

„Ich bin nämlich auch einer, für den Befehle gelten, und ich habe Soldaten unter mir. Sage ich zu einem: Geh, so geht er; sage ich zu einem anderen: Komm, so kommt er; und sage ich zu meinem Knecht - oder Sohn: Tu das, so tut er es.“ Ja man könnte fortfahren: Und befehle ich meinen Soldaten jemanden zu arretieren, so arretieren sie - oder zu töten, so töten sie.

Es ist der Sohn, der den Zwiespalt, in dem sein Vater steckt, nicht mehr aushält und gelähmt darnieder liegt. Er kann die Spannung, die über der Familie liegt, nicht mehr ertragen. Er leidet heftige Schmerzen, stellvertretend für seinen Vater, der über allem zu stehen scheint. Doch mit der Erkrankung seines Sohnes kommt auch der Vater an seine Grenzen. Jetzt kann er sich dem Zwiespalt, in dem er steckt, nicht mehr entziehen. Die Krankheit seines Sohnes greift auch seine Gesundheit, ja sein Selbstvertrauen an. Und so kommt es zu jenem denkwürdigen Aufbruch, da der Hauptmann seinen Dienst und seine Loyalität zu Herodes und zu Rom zurückstellt - und sich als Vater auf den Weg zum eingeborenen Heiler macht. Vielleicht musste er daran denken, dass es auch in seinem Dorf kundige Heiler, vielleicht einen Druiden, gab, die in solch vertrackten familiären Situationen zu helfen wussten. Jedenfalls lässt er zu Jesus senden und ausrichten, er möge kommen und seinen Knecht retten.

Hat jemals ein abgebrühter ranghoher Militär den Angehörigen eines unterdrückten Volkes um etwas gebeten? Nein, hier spricht unüberhörbar ein Mensch in Not zu der Person seines Vertrauens. Und Jesus macht sich postwendend auf den Weg zum Haus des Patienten. Als er aber nicht mehr weit entfernt vom Haus ist, schickt der Hauptmann Freunde und lässt ihm ausrichten: Bemühe dich nicht, Herr, denn es steht mir nicht zu, dich in mein Haus zu bitten. Gewiss wusste der Bittsteller etwas über die jüdischen Reinheitsgebote und darüber, dass es einem

gesetzestreuen Juden schwer viel, in das Haus eines Fremden zu gehen, in dem andere Gesetze galten. Vielleicht wollte er auch nicht, dass Jesus seine Auszeichnungen und Kriegstrophäen sah, die seine Stube zierten. Vielleicht fürchtete er sich, dass Jesus ihn dafür verurteilen würde.

„Herr, bemühe dich nicht, es steht mir nicht zu, dich in mein Haus zu bitten... Aber sprich nur ein Wort, und mein ‚Sohn‘ wird gesund.“

Diese Worte sind es, die Jesus in Erstaunen versetzen. Da anerkennt ein gestandener Hauptmann seine Grenzen. Wohl kann er Befehle erteilen und wenn es sein muss, den Befehl, im Krieg Menschen zu töten. Aber wenn es um die Wiederherstellung der Gesundheit seines Sohnes geht, dann ist er als Vater und als Hauptmann machtlos. Da ist der Heilkundige des unterdrückten Volkes die einzige Hoffnung, die er hegt.

Jean Calvin, der Reformator von Genf, hat einmal gesagt:

«Dieser Hauptmann sei schon von Gott geheilt worden, bevor sein Knecht durch Jesus geheilt wurde.»

Wie Recht Jean Calvin da hat!

Ohne jenes Vertrauen zu Jesus und ohne die Anerkennung seiner eigenen Ohnmacht, wäre der Sohn noch lange ans Bett gefesselt geblieben, nein, er wäre wohl irgendwann an seiner Erkrankung gestorben.

Doch nun hat der Vater seinen Sohn wieder bekommen!

Amen

Pfarrer Jürg Wildermuth